

Volker Külöw

Zur Erinnerung an das Korrespondierende (Auswärtige) Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR Auguste Cornu (1888–1981)

„Die Marxsche Lehre erscheint dann nicht mehr als ein fertiges Fabrikat ...“

„Ich bewundere Ihre Arbeitskraft, die Sie Ihrem Lebenswerk widmen. Kann es eine schönere Genugtuung geben, als so viele Schüler zu haben?“¹ Mit diesen Worten zollte der österreichische Philosoph Walter Hollitscher Ende 1977 in einem Brief dem fast neunzigjährigen Auguste Cornu gegenüber seinen Respekt für dessen jahrzehntelanges Wirken bei der Erforschung und Darstellung der Entstehung des Marxismus. Bereits zum 95. Geburtstag „ein Gegenstand biographischen Interesses“², versteht sich die vorliegende Skizze aus dem Nachlaß als ein kleiner Beitrag zur Würdigung Cornus und zugleich als ein Mosaikstein zur Geschichte der Marx-Engels-Forschung.³

Auguste Cornu, im Geistesleben Frankreichs und der DDR gleichermaßen beheimatet, wurde am 9. August 1888 in Beaune als Sohn einer französischen Lehrerfamilie geboren. Die Weichen, die ihn den Weg von der bürgerlichen Intelligenz an die Seite der Arbeiterbewegung finden ließen, waren früh gestellt. Von einschneidender Bedeutung für seine geistige und

- 1 Walter Hollitscher an Auguste Cornu, 29. Dezember 1977. Archiv der Akademie der Wissenschaften der DDR, Nachlaß Auguste Cornu.
Für wichtige Auskünfte zu Leben und Werk von A. Cornu bin ich W. Markov (Leipzig) sowie E.P. Kandel und B.M. Rudjak (Moskau) zu großem Dank verpflichtet.
- 2 Heinrich Scheel Begrüßung und Laudatio. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Dem Wirken Auguste Cornus gewidmet. Festliches Kolloquium der Akademie der Wissenschaften der DDR zu Ehren des 85. Geburtstags von Auguste Cornu am 20. September 1973. Berlin 1975, S. 6–10. (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1973, Nr. 20). Die Publikation der Materialien des Kolloquiums enthält u. a. Beiträge von Johannes Irscher, Bruno Kaiser, Hermann Klenner, Werner Krauss, Jürgen Kuczynski, Walter Markov, Wolfgang Mönke, Karl Obermann u. a. sowie einen abschließenden Artikel des Jubilars über „Die Entwicklung des Marxismus bis 1852“
- 3 Vgl. zu den jüngsten MEGA- und HKWM-Aktivitäten und deren Resultate die Beiträge von Wolfgang Neuhaus und Gerald Hubmann in diesem Band.

politische Entwicklung wurde dabei die Studienzeit in Deutschland in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg. Nach dem Besuch der Leipziger Universität als Gasthörer 1907 ging er im Oktober des gleichen Jahres nach Berlin und studierte dort fast zwei Jahre Philosophie. Vorlesungen bei dem Neukantianer Alois Riehl über Friedrich Nietzsche standen dabei ebenso auf dem Programm wie die Lehrveranstaltungen Gustav Schmollers zur Lage der arbeitenden Klassen.⁴

Außerhalb der Universität knüpfte Cornu Verbindungen zur Gewerkschaftsbewegung, nahm am Kampf des deutschen Proletariats gegen das Dreiklassenwahlrecht teil, lernte Arbeiterführer wie Rudolph Breitscheid und Georg Ledebour kennen und begegnete Karl Liebknecht. Durch seine Bekanntschaft mit dem französischen Sozialisten Gustave Hervé konnte er im Juni 1907 sogar den Kongress der II. Internationale in Stuttgart besuchen. Der Eintritt in die Section Française de l'Internationale Ouvrière (SFIO) war eine logische Konsequenz dieser Entwicklung.

In den zwanziger und dreißiger Jahren arbeitete er als Lehrer, war Funktionär in der französischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung und publizierte zahlreiche Aufsätze. Mit seiner 1934 veröffentlichten Arbeit „Moses Hess et la Gauche hégélienne“ und der im gleichen Jahr publizierten „La Jeunesse de Karl Marx“ eröffnete Cornu in Frankreich das systematische Studium der Geschichte des Marxismus. Während des zweiten Weltkrieges kämpfte er in den Reihen der Résistance aktiv gegen den Faschismus, in dem er u. a. auch Vorlesungen über die Ursachen der Niederlage Frankreichs und die Kriegsziele des faschistischen Deutschlands hielt. Im September 1944 trat er in die Französische Kommunistische Partei ein, der er bis zu seinem Lebensende angehörte. Im gleichen Jahr traf ihn ein schwerer persönlicher Schlag, als bei einem Bombenangriff auf Nîmes seine Frau und sein Sohn ums Leben kamen.

Nach dem Krieg nahm er eine Lehrtätigkeit an der Pariser Sorbonne auf. Im Jahre 1949 folgte er einem Ruf an die Leipziger Universität als Gastprofessor für Vergleichende Geistes- und Literaturgeschichte der Neuzeit. Werner Krauss hob in seinem damaligen Gutachten, das ebenso wie die Ein-

4 Siehe Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Universitäts-Registatur, Vol. 1704, Nr. 58. Den nachhaltigen Einfluss dieser Gelehrten auf die damaligen Studenten beschreibt anschaulich der bekannte Engels-Forscher Gustav Mayer, der 15 Jahre vor Cornu bei Riehl und Schmoller Lehrveranstaltungen besucht hatte. Siehe Gustav Mayer. Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der deutschen Arbeiterbewegung München 1949, S. 27–30, 53/54

schätzung Hans Meyers als Grundlage für den Berufungsbeschluss diente, zu den bisherigen Arbeiten Cornus hervor: „Die Marxsche Lehre erscheint dann nicht mehr als ein fertiges Fabrikat, das in die Frühzeit hineingedeutet wird, vielmehr wird die Teilnahme des jungen Marx an der philosophischen und literarischen Bewegung des deutschen Geisteslebens ergründet und damit ein Problem gesehen, an dem sowohl die bürgerliche wie die sozialistische Forschung bisher vorbeisah.“⁵

Zwei Jahre hielt Cornu in Leipzig Lehrveranstaltungen, insbesondere zum Marxismus und seiner Entstehung, zur Entwicklung der neueren französischen Philosophie sowie zur Geschichte des utopischen Sozialismus. Besonders enge Beziehungen knüpfte er in seinen Leipziger Jahren zu Ernst Bloch und Walter Markov.

Ende 1951 siedelte Cornu in die DDR-Hauptstadt über, wo er an der Humboldt-Universität bis 1956 den Lehrstuhl für Kulturgeschichte inne hatte. Danach wirkte er bis ins hohe Alter als Beauftragter für die Marx-Engels-Forschung bei der Akademie der Wissenschaften der DDR.

Mit seiner ersten größeren deutschsprachigen Publikation⁶ und seiner Lehrtätigkeit in den fünfziger Jahren hatte Cornu einen großen Anteil bei der Durchsetzung der marxistischen Philosophie in der DDR und trug zusammen mit zahlreichen anderen bewährten Kommunisten und marxistischen Wissenschaftlern dazu bei, eine neue Generation marxistischer Philosophen in der DDR heranzubilden.⁷

Cornu war Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, als Auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR verfügte er über sehr gute Beziehungen zu sowjetischen Philosophen und Marx-Engels-Forschern. Am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU in Moskau studierte er die Archivbestände für seine Marx-Engels-Biographie und organisierte deren Übersetzung in die russische Sprache. Bei dieser Arbeit wurde er wie in vielen anderen Fragen von seinem langjährigen Assistenten Wolfgang Mönke unterstützt. Enge persönliche und wissenschaftliche Kontakte verbanden ihn daneben mit seinen Genossen in Frankreich, das er jedes Jahr längere Zeit besuchte.

5 Universitätsarchiv Leipzig, PA, 385

6 Vgl. Auguste Cornu: Karl Marx und die Entwicklung des modernen Denkens. Beitrag zum Studium der Herausbildung des Marxismus. Berlin 1950.

7 Vgl. Zur Geschichte der marxistisch-leninistischen Philosophie in der DDR. Von 1945 bis Anfang der sechziger Jahre. Berlin 1979, S. 110. (Zur Geschichte der marxistisch-leninistischen Philosophie in Deutschland. Bd. 3)

Im Jahre 1954 erschien der erste Teil seiner dreibändigen Marx-Engels-Biographie (Bd. 2: 1962; Bd. 3: 1968). Sie waren die Krönung seiner weit über fünfzigjährigen Beschäftigung mit dem Leben und Werk von Marx und Engels. Der vierte Band unter dem geplanten Titel „Karl Marx und Friedrich Engels in der Zeit des Vormärz (1846–1848)“ konnte trotz umfangreicher und im Nachlaß überlieferter Vorarbeiten nicht mehr fertiggestellt werden, da Cornu sehr viel Kraft in die angestrebte Überarbeitung der ersten drei Bände investierte und daneben in den letzten Lebensjahren oftmals an Krankheiten litt.

Cornus Doppelbiographie, die sich stark den biographischen Forschungen Franz Mehrings und Gustav Meyers über Marx und Engels verpflichtet fühlte, zählte zu den im internationalen Maßstab herausragenden Leistungen der Marx-Engels-Forschung in den fünfziger und sechziger Jahren, wie nicht zuletzt eine Vielzahl von vorliegenden oder Teilübersetzungen des Werkes dokumentierten.⁸ Diesen Stellenwert erwarb sich seine Arbeit vor allem deshalb, weil sie eine, gestützt auf umfangreiches archivalisches Material und die breite zeitgenössische Presse, historisch-quellenmäßig sehr gründlich dokumentierte Darstellung des Entwicklungsganges von Marx und Engels bis 1846 gibt. Erstmals wurde in dieser Ausführlichkeit gezeigt, unter welchen gesellschaftlichen, politischen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen und Bedingungen sich ihre Anschauungen formten. Gerade durch dieses Herangehen gelang Cornu der überzeugende Nachweis, dass Marx und Engels durch die unmittelbare Teilnahme an den Kämpfen ihrer Zeit und aus eigener genauer Kenntnis der deutschen, englischen und französischen Arbeiterbewegung sowie durch die kritische Aneignung der fortschrittlichsten Ergebnisse der Philosophie, Ökonomie, Geschichte und Sozialkritik zu ihren Erkenntnissen gelangten.

Als Philosophiehistoriker unterstrich Cornu dabei immer wieder in besonderem Maße – und damit manchmal auf Kosten anderer Zusammenhänge – die Beziehung von Marx und Engels zur junghegelianischen Bewegung, wie Helmut Seidel bereits 1968 in seiner bis heute gültigen Bewertung der Biographie betonte.⁹

8 Neben den vollständigen Übersetzungen in die französische (1955–1970), polnische (1959–1969) und russische Sprache (1959–1968) erschienen u. a. auch Teilübersetzungen ins Spanische (1967) und Ungarische (1969–1969).

9 Vgl. Helmut Seidel. Ein Lebenswerk. Die Biographie von Karl Marx und Friedrich Engels. Bemerkungen zu Auguste Cornus Werk: Karl Marx und Friedrich Engels. Leben und Werk. Aufbau-Verlag. Berlin. Band 1. 1954. Band 2. 1962. Band 3. 1969. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 16 (1968) 7, S. 835

Von besonderer Bedeutung für die weite Ausstrahlung des Werks von Cornu waren die in ihr enthaltenen Analysen und Charakterisierungen der frühen philosophischen Stellungnahmen von Marx und Engels, insbesondere Marx' Doktordissertation und seine „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ sowie die „Deutsche Ideologie“, die einen wertvollen Beitrag zur philosophiehistorischen Erforschung des Marxismus leisteten.

Es macht den eigentümlichen Reiz dieses Werkes aus, so nochmals Helmut Seidel, „dass die gekonnte Zusammenstellung einer ungeheuren Fülle historischer Quellen, die sich auf die allgemeine Geschichte, auf die Geschichte der politischen, ideologischen und philosophischen Strömungen der betreffenden Zeit und besonders natürlich auf das Leben von Marx und Engels beziehen, ein plastisches Bild vom Wirken der Begründer des wissenschaftlichen Kommunismus in ihrer Zeit entsteht.“¹⁰

Für seine außerordentlichen Leistungen auf dem Gebiet der Marx-Engels-Forschung und der Philosophiegeschichte erhielt Auguste Cornu, der am 6. Mai 1981 im 93. Lebensjahr verstarb, u. a. den Nationalpreis der DDR, den Karl-Marx-Orden, den Vaterländischen Verdienstorden in Gold, den Friedrich-Engels-Preis der Akademie der Wissenschaften der DDR und den „Stern der Völkerfreundschaft“ der DDR.

Den vorliegenden Erinnerungsbericht über sein Berliner Studentenleben, gewidmet seinem „camarade Heinrich Scheel“, verfasste Auguste Cornu mit hoher Wahrscheinlichkeit Ende 1979. Inhalt und Stil bezeugen, dass der zu diesem Zeitpunkt bereits 91jährige Cornu trotz schwerer Krankheit noch immer humorvoll und fesselnd zu schreiben verstand. Leben und Werk des namhaften französischen Marx-Engels-Forschers sind in der DDR nur wenig untersucht worden, wobei wichtige Aspekte der Jahre vor 1945 auf Grund unzureichender Quellenkenntnis nur ansatzweise dargestellt werden konnten.

Es ist daher umso erfreulicher, an dieser Stelle ein persönliches Dokument von hoher Aussagekraft über seine Jugendzeit präsentieren zu können. Die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung erhielt ich noch von Prof. Dr. Dr. hc. Heinrich Scheel (1915–1996), die ich jetzt in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät einlösen möchte.

10 Ebenda, S. 838

Auguste Cornu

Mein Studentenleben an der Berliner Universität

An der Berliner Universität studierte ich von Oktober 1907 bis Oktober 1913 mit einer Unterbrechung von zwei Jahren, in der ich einen Militärdienst absolvierte. Die Berliner Universität galt damals mit Recht als die beste deutsche Universität. In jeder Fakultät wurden nur solche Lehrkräfte als Ordentliche Professoren berufen, die in ihrem Fach als Wissenschaftler von Rang anerkannt wurden. Darum war sie auch viel besucht; sie zählte damals etwa 6.000 Studenten und schon etliche Studentinnen. Die Studenten verkehrten untereinander gemäß ihrer sozialen Herkunft. Die Adligen und die Söhne reicher Eltern, deren Väter eine ansehnliche Position innehatten, bildeten „Korps“. Bei den Korpsstudenten wurde wenig studiert, dafür aber umso mehr gekneipt und duelliert. Abends versammelten sich die Korpsstudenten in Lokalen, die mit deren Farben geschmückt waren. Bis spät in die Nacht wurde Bier auf Bier getrunken und dabei gejodelt und gesungen. Die Korpsstudenten wurden dazu verpflichtet, sich regelmäßig zu duellieren, selten mit Säbeln, meistens mit Rapiere, die am Ende äußerst scharf geschliffen waren. Beim Duell wurden die Augen durch starke Brillen und der Hals durch einen dicken Streifen Tuch geschützt. Das Duell dauerte so lange, bis einer der Duellanten einen oder zwei Schmissee bekam, die so stark bluteten, daß er nicht mehr imstande war, weiterzukämpfen. Auf die Narben der Schmissee waren sie sehr stolz, weil sie davon zeugten, daß sie einem Korps angehört hatten. Sie studierten fast alle Jura, denn sie wollten als höhere Staatsbeamte Karriere machen. Um das Examen zu bestehen, engagierten sie einen armen Schlucker, der ihnen in kurzer Zeit die nötigen Kenntnisse einpaukte. Zur Erlangung einer ansehnlichen Beamtenstelle verhalfen ihnen, und dies war der eigentliche Sinn und Zweck der Korps, die Korpsväter, d.h., die Unterstützung ehemaliger Mitglieder ihrer Korps, die meistens eine höhere Stellung im Staatsdienst bekleideten, und ihnen bei ihrer Laufbahn sehr behilflich waren. Die anderen Studenten, zu denen ich gehörte, bildeten „Die freie Studentenschaft“. Die meisten von ihnen waren arm, mußten ihren Lebensunterhalt schwer verdienen und waren darauf angewiesen, eifrig zu lernen, um so rasch wie möglich über das Examen eine Stellung im Staatsdienst zu erwerben. Daher ging es in der „Freien Studentenschaft“ viel bescheidener zu, als in den Korps.

Als Neuphilologe studierte ich hauptsächlich deutsch, da ich Oberlehrer für deutsche Sprache in Frankreich werden wollte. Ich hörte vornehmlich bei Erich Schmidt und Röthe. Erich Schmidt las über die deutsche klassische Literatur von Lessing bis zur Romantik. Er war durch die Entdeckung der ersten Fassung von Goethes ‚Faust‘, dem ‚Urfaust‘, berühmt geworden. Er war äußerst bewandert auf seinem Gebiet. Man konnte ihm irgendeine Frage über einen unbekanntem Schriftsteller oder über ein verschollenes Werk aus dieser Zeit stellen, er wußte immer Bescheid. Vom Profil bot sein Gesicht eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von Goethe. Dies war vielleicht der Grund, weshalb er sich die Gunst und die Bewunderung einer Anzahl von älteren Jungfern zugezogen hatte, die die ersten Reihen des Hörsaals, in welchem er seine Vorlesungen hielt, besetzten und seinen Worten mit religiöser Andacht lauschten. Erich Schmidt war kein tiefer, origineller Geist. Er betrachtete die Werke der Klassiker vom hergebrachten Standpunkt nach dem Vorbild von Scherer und kommentierte sie in diesem Sinne, ohne zu versuchen, sie in ihren Beziehungen zu den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen ihrer Zeit zu analysieren. Aber er verstand es, eine klare, vollständige Übersicht von den Klassikern zu geben.

Röthe war ein ganz anderer Menschentyp. Eher unersetzlich, kräftig gebaut, temperamentvoll, las er nicht wie Erich Schmidt mit ruhiger Würde, sondern immer mit Schwung und Leidenschaft. Als überzeugter Deutschtümler, verachtete er die Ausländer und hatte einen besonderen Haß auf die Franzosen. Als er in einer Vorlesung auf die Miniaturen in den Heidelberger Manuskripten zu sprechen kam, gab er nur mit unverhohlenem Groll zu, daß die Miniaturen der französischen Handschriften unvergleichlich schöner seien. Er mochte keine weiblichen Studenten in seinen Vorlesungen leiden. Um sie zu verscheuchen, erwähnte er fast bei jeder Vorlesung derbe, unanständige Zoten, die er meistens aus den Werken von Mönchen entnahm. Die Studentinnen ließen sich aber dadurch nicht davon abbringen, bei ihm weiter zu hören.

Ich hörte auch eine Zeitlang bei einem Professor Mayer, der über die moderne deutsche Literatur bis etwa 1860 las. Er war äußerst belesen, vermochte aber das Gelesene nicht zu beherrschen und richtig zu verwerten, so daß er in seinen Vorlesungen nichts Interessantes bot und sich daher den Spottnamen ‚Der verlesene Mayer‘ zugezogen hatte.

Die zeitgenössische Literatur wurde durch einen Privatdozenten Herrmann behandelt. Im Gegensatz zu Mayer brachte er in jeder Vorlesung neue Ansichten hervor. Das kam wohl daher, dass er wenigstens den Versuch

machte, die Entwicklung der Literatur aus gesellschaftlichen Verhältnissen zu erklären. Anstatt aber die realen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, faßte er die Entwicklung der Literatur als Ergebnis der aufeinanderfolgenden Generationen auf. Außerdem hörte ich bei dem Philosophen Georg Simmel und bei dem Historiker Kurt Breysig.

Simmel war ein scharfsinniger Geist, der immer Interessantes vortrug. Er war ein Idealist etwa im Sinne von Bergson, den er sehr hoch schätzte. Da ich schon materialistisch orientiert war, konnte er keinen bleibenden Einfluss auf mich ausüben.

Am meisten lernte ich bei Kurt Breysig, der ein origineller Geist und in seinem Hauptwerk „Vom Werden der Geschichte“ zu neuen Ansichten über die Entwicklung der Geschichte gelangt war. Unter anderem lernte ich durch ihn den eigentümlichen Charakter der französischen gesellschaftlichen Verhältnisse im 18. Jahrhundert kennen. Die damals vorherrschenden Liebesverhältnisse erläuterte er an Hand von Bildern von Boucher, Fragonard und Watteau. In den von den beiden erstgenannten Malern dargestellten Liebeszenen gab es nur leichte Erotik, ohne jede Spur von Leidenschaft. Aus den Bildern von Watteau, besonders aus seinem „Gille“ und seinem „Embarquement pour Cythere“ war zu ersehen, daß aus dieser leichten Erotik keine rechte Befriedigung zu schöpfen war, woraus sich die im Grunde tieftraurige Stimmung erklärte, die diese Bilder prägte, wie auch die darauffolgende Reaktion von Rousseau erklärte.

Zusätzlich hörte ich bei dem Nationalökonom Gustav Schmoller, der mit seinem Kollegen Adolph Wagner sich den Beinamen „Kathedersozialist“ zugezogen hatte, weil er bemüht war, eine friedliche Lösung der sozialen Probleme zu finden. Er dachte nicht daran, daß die soziale Frage dadurch zu lösen sei, daß die Arbeiter einen gerechten Anteil an dem Verkauf der von ihnen produzierten Waren bekämen, sondern zog nur solche Lösungen in Betracht, die den Kapitalismus nicht beeinträchtigen sollten. So meinte er, die Lage der Arbeiter sei dadurch zu verbessern, daß jeder einen kleinen Garten, einen „Schrebergarten“ besitze, der ihm einen zusätzlichen Ertrag bringen sollte.

Als Student lebte ich sehr flott, weil ich über viel Geld verfügte. Mein Vater gab mir monatlich 100 Mark, was an sich schon eine ansehnliche Summe war, da ein Postzusteller damals ein monatliches Gehalt von 70 Mark erhielt. Ebensoviele Geld verdiente ich durch Privatunterricht der französischen Sprache, der mir 3 Mark pro Stunde einbrachte. Zu diesem Zweck ließ ich in regelmäßigen Abständen folgende Anzeige in Berliner Morgenblättern

erscheinen: „Französischer Student erteilt Unterricht“. Manche Antworten kamen von Frauen, die mit ihren Beziehungen zu ihren Männern unzufrieden waren, weil diese sie nicht ganz befriedigten. Da die Franzosen damals noch, wie im 18. Jahrhundert, in Deutschland im Ruf von unvergleichlichen Don Juans standen, von denen die höchste Wonne im Bereiche der Liebe zu erwarten war, so meldeten sich diese Frauen hoffnungsvoll bei mir. Daher nahm auch der Unterricht mit ihnen manchmal eine eigenartige Wendung. Bei der ersten Unterredung fragte mich gelegentlich die eine oder die andere erwartungsvoll: „Was verstehen Sie eigentlich unter französischem Unterricht?“ Worauf ich zu antworten pflegte: „Je nach Belieben, gnädige Frau“. So gestaltete sich mitunter der Unterricht so, daß, wenn ich bei dem nächsten Besuch einer dieser eigenartig interessierten Frauen sie bat Platz zu nehmen, sie gleich auf dem Bett landete.

Die meisten Unterrichtsstunden gab ich Schülern, aber auch Offizieren, u. a. einem Major der Militärakademie, der wie die Generäle einen roten Streifen an den Hosen trug. Er war, wie die anderen Offiziere, an der französischen Sprache besonders interessiert, weil Frankreich damals neben Deutschland die größte Militärmacht war. Er verachtete die Franzosen als degeneriertes Volk und war davon überzeugt, es würde eine Kleinigkeit für Deutschland sein, im Kriegsfall das französische Heer zu vernichten. So freute er sich, daß der Kaiser die richtige Antwort auf die Eroberung Marokkos seitens Frankreichs durch die Entsendung eines Kreuzers zum Hafen Agadir gegeben hatte, um die französische Regierung zu Verhandlungen zu zwingen. Um einen drohenden Krieg zu vermeiden, hatte die französische Regierung auch nachgegeben und sich bereit erklärt, Konzessionen zu machen, die in der Abtretung eines Teils von Camerun an Deutschland bestanden. Die diesbezüglichen Verhandlungen hatten eben in Berlin stattgefunden. Nach Abschluß des Vertrages hatte die deutsche Militärdelegation die französische zu einem kleinen Fest in ein Lokal eingeladen. Am Ende des Festes hatte der Chef der deutschen Delegation das Orchester gebeten, zu Ehren der Gäste die Marseillaise zu spielen. Als Dank dafür wollte der Chef der französischen Delegation die deutsche Nationalhymne ertönen lassen. Der Chef der deutschen Delegation winkte aber mit der taktvollen Bemerkung ab: „Aber doch nicht in einem solchen Lokal“, das aber gut genug für die Marseillaise war.

Zusätzliches Geld verdiente ich außerdem drei Semester lang als Lehramtsassistent. Als solcher war ich verpflichtet, mich eine Stunde täglich mit Primanern oder Oberprimanern in französischer Sprache zu unterhalten. Da-

für bekam ich ein monatliches Gehalt von 110 Mark, so daß ich so lange wie ich diese Stelle hatte, reich wie ein Mabob war.

Die beiden ersten Semester als Lehramtsassistent verbrachte ich in der Goetheschule, einem ansehnlichen Gymnasium in Wilmersdorf. Meine Beziehungen zum Direktor waren nicht die besten. Er war ein Hurra-Patriot, ein Deutschtümler, der die Franzosen nicht leiden konnte. Sein Haß auf sie wurde damals durch die Ereignisse in Marokko geschürt und er ließ mich ihn bei jeder Gelegenheit spüren. Da ich unter diesen Bedingungen ungern Unterricht an diesem Gymnasium erteilte, benutzte ich den Umstand, daß mir in der Wohnung ein Telefon zur Verfügung stand, um öfters zu melden, ich sei unpäßlich und nicht in der Lage, Unterricht zu erteilen. So verwunderte es mich nicht, als der Direktor mich am Ende des Semesters zu sich rufen ließ und mir mit bissiger Stimme den Dienst kündigte. Ich reagierte nicht darauf, denn am Tage vorher hatte ich die offizielle Anweisung erhalten, daß ich im nächsten Semester weiterhin als Lehramtsassistent in der Goetheschule tätig sein sollte.

Als ich zu Beginn des nächsten Semester wieder in der Goetheschule erschien, konnte der Direktor seine Wut nicht verbergen. Das hinderte mich nicht daran, mich weiterhin des Telefons zu bedienen, um mich krank zu melden.

Das dritte Semester als Lehramtsassistent verlebte ich in Posen. Es gab dort weitere drei Lehramtsassistenten, die in anderen Gymnasien tätig waren. Man lebte damals in Posen in einer gespannten politisch-sozialen Atmosphäre. Posen war die Hauptstadt des Teils von Polen, den sich Preußen bei der Teilung dieses Landes angeeignet hatte. Die Politik der damaligen preußischen Regierung bezweckte, diese Provinz so rasch wie möglich zu germanisieren und zwar durch das Vertreiben der polnischen Bauern von ihrem Landbesitz und deren Ersetzung durch deutsche Bauern. Dieser Prozeß war zu dieser Zeit in vollem Gange. Diese Politik stieß aber auf den entschiedenen zähen Widerstand aller Polen, die mutige und überzeugte Patrioten waren. Sinnbild für ihre Hoffnung auf die Befreiung und die Wiedervereinigung Polens war der weiße in Marmor gehauene polnische Adler, der von der Spitze des Turmes des Domes entfernt, nun an dessen Fassade hing.

Da wir vier Lehramtsassistenten uns mehr von den Polen als von den Deutschen angezogen fühlten, verkehrten wir am liebsten mit Polen, besonders mit einem jungen Journalisten, der uns mit allen Verhältnissen und Ereignissen in der Stadt bekannt machte.

In Berlin wohnte ich, wie alle nicht unbemittelten Studenten, in einem möblierten Zimmer. Es war indessen eine Ausnahme, daß man als alleinstehender junger Mann in einem gemütlichen Einzelzimmer wohnen konnte. Die meisten jungen Leute verfügten nicht über das notwendige Geld, um ein solches Zimmer mieten zu können und waren darauf angewiesen, sich mit einer sogenannten Schlafstelle zu begnügen, d. h. mit anderen Menschen in einem Zimmer zu wohnen, in dem wenigstens drei Betten nebeneinander standen, die für eine Nacht oder längere Zeit vermietet wurden, so dass jeder sich mit den Bedingungen des Zusammenlebens zufrieden geben und Schnarchen und Husten vom Bettnachbarn ruhig ertragen musste. Alle wertvollen Gegenstände, die man besaß, mußte man aus Furcht vor Diebstahl unter dem Kopfkissen verstecken. Früh am Morgen wurde man vom Wirt geweckt, mußte sich rasch waschen und anziehen und das Zimmer um sieben Uhr verlassen. Die vermieteten Zimmer waren verschieden möbliert, die meisten mit alten Möbeln. Da ich als Student über viel Geld verfügte, durfte ich mir ein Zimmer aussuchen, das mir zusagte. Anfänglich wurde meine Wahl durch ein Mißverständnis bestimmt. Die gut möblierten Zimmer wurden als luxuriös angepriesen. Unter diesem Beiwort stellte ich mir aber nicht ein mit Luxus möbliertes Zimmer, sondern gemäß dem Sinne des französischen Wortes „luxurieux“ ein Zimmer mit erotischem Gepräge vor und so war ich sehr enttäuscht, anstatt von einer hübschen Dame mit durchsichtigem Kleid empfangen zu werden, es mit einer mürrischen Dame zutun zu haben, die mir eine Stube zuwies, die nichts Anziehendes hatte.

Zunächst wohnte ich, weil ich über die Lage der Dinge nicht orientiert war, bei einer Familie, die zwei Dienstmädchen hatte. Die waren relativ jung, aber schon wohlbeleibt. Besonders gern verkehrten sie mit Soldaten, mit denen sie am Sonntag tanzen gingen. Die eine war schwanger und hoffte, ich könnte ihr helfen, das Kind abzutreiben. Da ich mich bei dieser Familie nicht wohlfühlte, kündigte ich bald das Zimmer und zog in die Georgenstraße, in die unmittelbaren Nähe der Universität, zu einem langweiligen kinderlosen Ehepaar. Der Ehemann war Hotelportier und rauchte stets billige Zigarren, deren unangenehmer Geruch die ganze Wohnung verpestete. Ich kündigte das Zimmer, als ich Ende des Sommersemesters zu meinen Eltern nach Frankreich fuhr.

Wie alle jungen Männer sehnte ich mich nach Damenbekanntschaft. Dazu war es erforderlich, daß man die jungen Damen zum Tanz einlud. Da ich nicht tanzen konnte, beschloß ich mit einem anderen französischen Studenten Tanzunterricht zu nehmen. Der Tanzlehrer stand im Frack in der Mitte eines

großen Saales. An einer Wand stand eine Art Podium, auf dem gestrenge Mütter saßen, die darauf achteten, daß es beim Tanzen anständig zuging. An einer Seite des Saales standen die Mädchen, an der anderen die Jungen. Es wurden fast nur Gesellschaftstänze geübt: Rheinländer, Menuett, Pas de deux, Pas des Lanciers. Meistens faßte man die Partnerin nur am kleinen Finger, um mit ihr die verschiedenen Figuren in fast hieratischer Haltung zu absolvieren. Nur bei einem Tanz durfte man die Tänzerin um die Hüfte fassen, das war der Walzer, aber der war verpönt.

Eine andere Bedingung, die erforderlich war, um eine Dame näher kennen zu lernen, war, daß man sie in seinem Zimmer empfangen und, daß man zu diesem Zweck über ein sogenanntes „sturmfreies“ Zimmer verfügen konnte. Nach meiner Rückkehr aus Frankreich machte ich mich auf die Suche nach einem solchen Zimmer, aber keines sagte mir zu, denn sie waren alle so unfreundlich wie die Vermieterinnen selbst. Daraufhin ließ ich in den beiden Berliner Morgenblättern folgende Anzeige erscheinen: „Französischer Student sucht Zimmer“. Ich erhielt eine Menge Angebote. Die meisten stammten von Familienvätern, die mir unter der Bedingung ein billiges Zimmer anboten, daß ich ihren Kindern unentgeltlichen französischen Sprachunterricht erteilte. Diese Briefe warf ich gleich in den Papierkorb. Einige Antworten kamen von Frauen. Nach kurzer Wahl mietete ich ein schön möbliertes Zimmer bei einer freundlichen Dame und blieb dort bis zu meiner Rückkehr nach Frankreich.